

"Einheit in der Vielfalt und Vielfalt in der Einheit - Über das unterschiedliche Verständnis einer gemeinsamen Formel"

Von Dr. Hermann Barth, Vize-Präsident im Kirchenamt der EKD

Vortrag auf Einladung der Katholisch-Theologischen und der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster, am 31. Januar 2006

Die Ökumene der Zukunft muss seriös sein, und wo sie es nicht mehr ist, muss sie es wieder werden. Das bedeutet: Sie muss sich über ihre Grundlagen im Klaren sein ... Zur Seriosität in den Grundlagen kommt die Klarheit in der Zielbestimmung. Was wollen wir? Worauf soll alles hinaus? Die eigentliche gegenwärtige Krise besteht darin, dass wir uns in dieser Zielbestimmung nicht mehr eins sind. Wir verstehen unter der Einheit, die wir wollen, nicht immer dasselbe. Einig sind wir uns, dass Einheit nicht Einheitlichkeit, nicht Uniformität bedeutet. Wir sprechen alle von einer Einheit in der Vielfalt und der Vielfalt in der Einheit. Doch meinen wir mit dieser Formel wirklich dasselbe?

Die Sätze, mit denen ich, sehr verehrte Damen und Herren, den Vortrag begonnen habe, stammen nicht von mir. Sie stammen von Kardinal Walter Kasper, und zwar aus seinem Beitrag beim Internationalen Ökumenischen Forum in Gnesen am 17. September des vergangenen Jahres. Ich stimme diesen Sätzen ohne jede Einschränkung zu und habe mich von ihnen bei der Wahl von Thema und Titel für den heutigen Vortrag leiten lassen. Kardinal Kasper fuhr allerdings in Gnesen, die von ihm selbst gestellte Frage beantwortend, folgendermaßen fort:

Die katholische Kirche meint (mit der Formel von der Einheit in der Vielfalt und der Vielfalt in der Einheit) ... eine wirkliche Einheit in der Verschiedenheit, d.h. eine Einheit im einen Glauben, in denselben Sakramenten und dem einen apostolisch begründeten Bischofsamt ... Dagegen hat sich auf evangelischer Seite in den letzten Jahrzehnten in weiten Teilen eine andere Auffassung durchgesetzt, die man als Verschiedenheit ohne wirkliche Einheit bezeichnen muss. Danach genügt zur Einheit ein gewisser Grundkonsens hinsichtlich des Evangeliums und der evangeliumsgemäßen Spendung von Taufe und Abendmahl, im Übrigen aber sind nicht nur vielfältige Ausdrucksformen, sondern auch gegensätzliche Positionen vor allem im Verständnis und in der Gestalt der Ämter möglich. So konnten seit den 70er Jahren Kirchen lutherischer und reformierter Tradition trotz weiter bestehender lehrmäßiger Unterschiede Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft und damit Kirchengemeinschaft aufnehmen, und oft drängen sie die katholische Kirche, dasselbe zu tun. Wenn ein solches Nebeneinander unterschiedlicher, ja gegensätzlicher Kirchenformen als Ökumene der Profile definiert wird, dann ist das für uns entschieden zu wenig. Damit täuscht man etwas vor, was in Wirklichkeit nicht existiert.

Die Fragestellung, wie gesagt, teile ich. Mit der Antwort aber habe ich Probleme, vor allem deshalb, weil darin die Kirchengemeinschaft auf der Basis der Leuenberger Konkordie von 1973 und mit ihr die in der Evangelischen Kirche in Deutschland erklärte Gemeinschaft ihrer lutherischen, reformierten und unierten Gliedkirchen diskreditiert werden als Gebilde, mit denen "man etwas vortäuscht, was in Wirklichkeit nicht existiert". Muss es nicht den reformatorischen Kirchen überlassen bleiben, das Maß der Einheit und das Maß der Vielfalt, das Kanzel-, Abendmahls- und Kirchengemeinschaft ermöglicht, selbst zu bestimmen? Brauchen wir nicht - bevor wir über Konsensökumene, Differenzökumene oder Ökumene der Profile streiten - zuallererst eine Ökumene des wechselseitigen Respekts, also einen Umgang miteinander, in dem wir uns intensiv bemühen, die Auffassung der anderen Seite zu verstehen und, selbst im Widerspruch, zu achten?

Anwendungsfelder für eine solche Ökumene des wechselseitigen Respekts gibt es genug. Ich beschränke mich auf ein einziges weiteres Beispiel: Aus der Perspektive reformatorischer Kirchen wirkt es regelmäßig wie eine Brückierung oder jedenfalls ein Nadelstich, wenn in römischen Dokumenten oder Redetexten sauberlich zwischen "Kirchen" und "kirchlichen Gemeinschaften" differenziert wird. Gewiss gilt: Das Kirchesein einer reformatorischen Kirche hängt nicht daran, ob es von Rom anerkannt wird. Aber es macht einen Unterschied, ob mir das - gewissermaßen als Appell zu mehr Selbstbewusstsein - aus dem eigenen Lager zugerufen wird oder ob ich es von jemandem zu hören bekomme, der mein Selbstverständnis der Sache nach in Frage stellt. Damit wird nicht das Recht bestritten, ein klar konturiertes eigenes Kirchenverständnis zu bilden und es kritisch gegenüber anderen Kirchenverständnissen zur Geltung zu bringen. Es wäre jedoch hilfreich, dabei die Relativität zum eigenen Standpunkt kenntlich zu machen. Die Wirklichkeit sieht

anders aus. Darum braucht sich niemand zu wundern, wenn in der Erklärung "Dominus Iesus" jene Formulierung besonderen Anstoß erregt hat, in der es - im Blick nicht zuletzt auf die reformatorischen Kirchen - hieß: "Die kirchlichen Gemeinschaften ..., die den gültigen Episkopat und die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt haben, sind nicht Kirchen im eigentlichen Sinn". Man gäbe nichts von der eigenen Überzeugung preis, wenn man stattdessen formulieren würde: Sie sind nicht Kirchen in dem hier vorausgesetzten Sinn. Oder: Sie sind Kirchen anderen Typs. Die in "Dominus Iesus" gewählte Fassung ist dagegen ökumenisch unsensibel. Man kann auch sagen: ökumenisch respektlos.

Ich habe mit Bedacht von einer Ökumene des wechselseitigen Respekts gesprochen. In ihr hat nicht nur die reformatorische Seite begründete Erwartungen an die römisch-katholische Kirche, sondern mit gleichem Recht auch umgekehrt die römisch-katholische Seite an die reformatorischen Kirchen, etwa - um nur das schmerzlichste Thema zu benennen - im Blick auf das Verständnis von und die Regelungen zur Eucharistiegemeinschaft. Eine Ökumene des wechselseitigen Respekts schließt im übrigen Kritik und Widerspruch nicht aus, sondern ein; aber der achtungsvolle Umgang miteinander wird sich auch noch in der Art und Weise zeigen, mit der Kritik geübt und Widerspruch angemeldet wird.

Ich habe meinen Vortrag in drei Teile gegliedert:

1. Welches Maß an Einheit tut der Kirche not?

2. Welches Maß an Vielfalt tut der Kirche gut und bleibt verträglich mit ihrer Einheit?

3. Was hilft der Kirche, als Einheit in der Vielfalt und als Vielfalt in der Einheit zu leben?

Das Verhältnis von Einheit und Vielfalt ist prekär schon in jeder einzelnen Kirche, angefangen mit der Ebene der örtlichen Gemeinde. Im Rahmen dieses Vortrags allerdings konzentriere ich mich auf die gesamtkirchliche Perspektive und speziell auf das Verhältnis von Einheit und Vielfalt im Blick auf die evangelisch-katholische Ökumene.

1. Welches Maß an Einheit tut der Kirche not?

Ich möchte die in der Überschrift gestellte Frage so aufgreifen, dass ich die charakteristisch verschiedenen Antworten, die von reformatorischer und römisch-katholischer Seite gegeben werden, knapp umreiße, sodann einen Blick auf die - aus meiner Sicht letztlich erfolglosen - Bemühungen werfen, die Differenzen im Einheitsverständnis zu überbrücken, und mich schließlich der mit dieser Konstellation gestellten Aufgabe zuwenden: Wie können und sollen die Kirchen mit ihrem fortbestehenden Dissens im Verständnis der kirchlichen Einheit umgehen und leben?

Der biblische Ton, von dem sich das reformatorische Einheitsverständnis leiten lässt, wird am deutlichsten in Epheser 4 laut:

Seid darauf bedacht, zu wahren die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens: ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe; ein Gott und Vater, der da ist über allen und durch alle und in allen" (V. 3-6).

Die Einheit der Kirche ist in Jesus Christus längst vorhanden. Sie muss nicht erst hergestellt, sondern nur bewahrt und bezeugt werden. Sie wird auf diese Weise sichtbar, erfahrbar und zugänglich. Beziehen wir Epheser 4 auf die Situation der Kirche jenseits ihrer Anfänge, dann können wir den Text etwa so paraphrasieren: Es gibt in den christlichen Kirchen nur eine Taufe. Wer in eine andere christliche Kirche wechselt, braucht, wenn es mit rechten Dingen zugeht, nicht erneut getauft zu werden. Es gibt in den christlichen Kirchen ein gemeinsames Bekenntnis des Glaubens. Dies gilt ohnehin für das grundlegende Bekenntnis zu Jesus Christus als dem Herrn und Heiland. Aber gemeinsam sind uns auch die von der Alten Kirche formulierten Bekenntnisse. Es gibt in den christlichen Kirchen nur eine Heilige Schrift. Wir benutzen zwar verschiedene Übersetzungen, aber das macht in der Sache keinen Unterschied. Es gibt in den christlichen Kirchen ein grundlegendes, alle verbindendes Gebet. Wo auch immer wir in der Christenheit hinkommen - das Vaterunser können wir mitbeten.

Es ist auch einen Gedanken wert, sich klarzumachen, was im Gefälle von Epheser 4 nicht unter die sichtbaren Zeichen der Einheit gerechnet wird: das eine Amt, der Petrusdienst, sicher auch nicht die durchgängige Übereinstimmung im ethischen Urteil und in den konkreten

Handlungskonsequenzen. Ich will diesen Gedanken nicht überlasten. Der Text ist ja kein lehrmäßiger Traktat, und darum darf man keine zu weittragenden Folgerungen aus ihm ziehen. Immerhin - dort, wo der Gedanke der Einheit der Kirche lehrmäßig entfaltet wird, wird auf Epheser 4 immer wieder rekurriert. So auch in dem für die reformatorische Auffassung von der Einheit der Kirche grundlegenden Artikel VII der Confessio Augustana:

Zur wahren Einheit der Kirche genügt es, überein zu stimmen in Bezug auf die Lehre des Evangeliums und die Verwaltung der Sakramente. Es ist aber nicht nötig, dass die menschlichen Überlieferungen oder von Menschen eingesetzten Riten oder Zeremonien überall gleich sind. Denn Paulus sagt: "Ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller" usw. (Epheser 4,5.6).

CA VII prägt bis heute das reformatorische Verständnis von Einheit der Kirche und Kirchengemeinschaft. Das jüngste Dokument, in dem sich dies niedergeschlagen hat, ist das unter dem Titel "Kirchengemeinschaft nach evangelischem Verständnis" veröffentlichte Votum des Rates der EKD aus dem Jahr 2001:

Das evangelische Verständnis von Kirchengemeinschaft besagt, dass selbstständige Gemeinden und Einzelkirchen einander Gemeinschaft an Wort und Sakrament gewähren und sich - gemessen an den "Kennzeichen" der Kirche - gegenseitig als "wahre Kirche" anerkennen ... Eine Kirchengemeinschaft ist dann ihrem Ursprung im Geschehen des Wortes Gottes gemäß, wenn die in ihr verbundenen Kirchen

- das gemeinsame Verständnis des Evangeliums von der Rechtfertigung und der Sakramente feststellen und

- damit den sich in Wort und Sakrament selbst mitteilenden Jesus Christus als den ihre Gemeinschaft allein tragenden Grund anerkennen und

- sich daraufhin gegenseitig anerkennen und ihre Gemeinschaft in Wort und Sakrament praktisch vollziehen (S. 8f).

Auch in dieser Einheitskonzeption hat die Bemühung um eine Vertiefung und Verbreiterung der Übereinstimmung in der Lehre, wie sie etwa in der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre zum Ausdruck kommt, mit anderen Worten: "Konsensökumene", ihren legitimen und unaufgebbaren Platz. Das zeigt die unmittelbar folgende Passage:

Kirchengemeinschaft im beschriebenen Sinne kann nur verantwortlich gestaltet werden, wenn die Kirchen ihr Verständnis des Evangeliums auch im Medium der Lehre gemeinsam darlegen und entfalten. Sie geben damit Rechenschaft über den Grund ihrer Gemeinschaft im Evangelium und arbeiten in Lehrgesprächen an der unerlässlichen Weiterbildung der Lehre in den beteiligten Kirchen (S. 9).

In der römisch-katholischen Auffassung von der Einheit der Kirche ist, wenn ich recht sehe, vor allem das Motiv leitend, einer spirituellen Verflüchtigung der Einheit zu wehren. Darum werden für eine, wie es betont heißt, "wirkliche Einheit" der Kirche strengere und höhere Anforderungen gestellt, als es auf der Seite der reformatorischen Kirchen der Fall ist. Das macht sich insbesondere fest am einen apostolischen Bischofsamt und, damit verbunden, am Petrusamt. Als Beleg und Veranschaulichung kann ein Zitat aus der Enzyklika "Ut unum sint" von 1995 dienen; in ihm wird nebenbei auch deutlich, dass ein anderer biblischer Bezugspunkt herausgestellt wird:

Die katholische Kirche hält sowohl in ihrer Praxis wie in den offiziellen Texten daran fest, dass die Gemeinschaft der Teilkirchen mit der Kirche von Rom und die Gemeinschaft ihrer Bischöfe mit dem Bischof von Rom ein grundlegendes Erfordernis - im Plan Gottes - für die volle und sichtbare Gemeinschaft ist. In der Tat muss die volle Gemeinschaft, deren höchste sakramentale Bekundung die Eucharistie ist, ihren sichtbaren Ausdruck in einem Amt finden, in dem alle Bischöfe sich vereint in Christus anerkennen und alle Gläubigen die Stärkung ihres Glaubens finden. Der erste Teil der Apostelgeschichte stellt uns Petrus als den vor, der im Namen der Apostelgruppe spricht und der Einheit der Gemeinschaft dient ... Diese Aufgabe des Petrus muss in der Kirche bestehen bleiben (Ziff. 97).

Die reformatorische und die römisch-katholische Auffassung von der Einheit der Kirche haben demzufolge ihr je besonderes, klar unterschiedenes Profil. Die reformatorische Sicht konzentriert die Anforderungen für die kirchliche Einheit auf einige wenige, elementare Sachverhalte. Sie ist

getragen vom Pathos des *satis est* in Artikel VII der *Confessio Augustana*. Die römisch-katholische Sicht hingegen ist bestrebt, der Einheit der Kirche eine klare institutionelle und lehrmäßige Bestimmtheit zu geben. Sie hat darum auch eine unverkennbare Sympathie für die in der ökumenischen Diskussion gebräuchliche Formel von der "vollen sichtbaren Einheit" der Kirche.

In den vergangenen hundert Jahren hat es anhaltende Bemühungen gegeben, die Differenzen im Einheitsverständnis zu überwinden oder doch jedenfalls zu verkleinern. Besonders intensiv war in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der lutherisch-katholische Dialog; er hat zahlreiche Konsens- oder Konvergenzdokumente hervorgebracht - bis hin zu dem Text "*Communio Sanctorum*", der in einer Bilateralen Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz und der Kirchenleitung der VELKD entstanden und im Jahr 2000 veröffentlicht worden ist. Wie erfolgreich die Bemühungen um eine Annäherung im Einheitsverständnis gewesen sind, wird kontrovers beurteilt. In jüngster Zeit ist angesichts neu aufgebrochener Kontroversen wiederholt beklagt worden, der evangelisch-katholische Dialog sei hinter den in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bereits erreicht gewesenen Konsens wieder zurückgefallen. Gemessen an den Konsens- und Konvergenzdokumenten des lutherisch-katholischen Dialogs ist eine solche Bewertung durchaus verständlich. Aber was für einen Status haben diese Dokumente? Welche von ihnen sind in den lutherischen, ganz zu schweigen von den übrigen reformatorischen Kirchen formell rezipiert worden? Die Differenz zwischen der in den Dokumenten erreichten Konvergenz und der fehlenden Rezeption durch die Kirchen macht auf ein gravierendes Verfahrensproblem aufmerksam: Die Kommissionen, in denen die Dokumente entstanden, waren häufig so zusammengesetzt, dass die Erzielung einer Einigung aussichtsreich war. Die Zusammensetzung spiegelte die tatsächlichen theologischen Kontroversen nicht in genügendem Maße wider. Aber um zu tragfähigen und belastbaren Ergebnissen im ökumenischen Dialog zu gelangen, muss man sich die Aufgabe schwerer machen.

Unübersehbar ist dies bei den Ausführungen des Textes "*Communio Sanctorum*" zum "Petrusdienst" (S.77ff) geworden. Als gemeinsame lutherisch-katholische Position wird dort formuliert:

Ein universalkirchlicher Dienst an der Einheit und Wahrheit der Kirche entspricht dem Wesen und Auftrag der Kirche ... Er ist daher grundsätzlich als sachentsprechend anzusehen. Dieser Dienst repräsentiert die gesamte Christenheit und hat eine pastorale Aufgabe an allen Teilkirchen (Ziff. 195).

Und die lutherische Seite fügte ausdrücklich hinzu: Die Aufgabe dieses Dienstes wäre es, Sorge zu tragen für das Bleiben der universalen Kirche in der apostolischen Wahrheit sowie für die weltweite volle Gemeinschaft der Kirchen ... Die Bindung eines solchen universalkirchlichen Petrusdienstes an den Bischof von Rom legt sich für die abendländische Christenheit trotz aller Belastungen aus historischen Gründen nahe (Ziff. 189.191).

Wie scharf die Gegensätze in der Beurteilung des Papstamtes aber tatsächlich sind, wird an einer Reihe von evangelischen Stellungnahmen zu "*Communio Sanctorum*" deutlich. Ich zitiere exemplarisch aus der Stellungnahme der Kammer für Theologie der EKD vom Jahr 2002:

Indem die Reformatoren dem Papsttum als dem Inbegriff kirchlicher Autorität vorwarfen, im Widerspruch gegen die Wahrheit des Wortes Gottes zu stehen, stellten sie positiv fest, dass keine Instanz in der Kirche gegen Irrtum gefeit oder gar Garantin der Wahrheit ist, sondern dass das Wort Gottes im Heiligen Geist sich selbst, notfalls auch gegen die kirchlichen Autoritäten, durchsetzt und diese nur seinerseits in der Wahrheit halten kann. Das ist für die Reformatoren eine ekklesiologische Grundtatsache, die sie bereits im NT im Widerspruch des Paulus gegen Petrus im Galaterbrief belegt finden. Dieser Grundtatsache suchen die Reformatoren beim Aufbau ihres eigenen Kirchenwesens Rechnung zu tragen. Ein Papsttum dabei für kirchenkonstitutiv (*iure divino*) zu halten ist demnach für sie ausgeschlossen; über ein solches unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit mit eingeschränkten zeitlichen Vollmachten (*iure humano*) nachzudenken sehen sie sich frei. Allerdings kommen die Bekenntnisschriften auch unter diesen Gesichtspunkten zu dem Schluss, dass die Kirche besser ohne eine solche Institution bliebe (S. 13).

Die Gegensätze in der Beurteilung des Papstamtes sind die Stelle, an der am schärfsten sichtbar wird, dass eine Überwindung der Differenzen im Einheitsverständnis nicht in Aussicht ist. Damit soll nicht gesagt werden, dass die Arbeit an der Verbreiterung der Gemeinsamkeiten und der Vertiefung des Zusammengehörigkeitsbewusstseins unwichtig oder vergeblich ist. Im Gegenteil. Auch weiterhin gilt: "Uns verbindet viel mehr, als uns trennt." Und das bezieht sich auf die Gemeinsamkeit im Glauben und im Gebet und im Gottesdienst nicht weniger als auf die

Gemeinsamkeit in der Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung. Jedoch gibt es derzeit keine Perspektive, wie die grundlegenden Unterschiede im Verständnis der Einheit der Kirche überwunden oder auch nur mit Aussicht auf Fortschritte angegangen werden können. Diese Lage ist nicht komfortabel, denn sie ist ja zugleich ursächlich für Trennungen und Hindernisse, die bis hinein in das Zusammenleben von Familien schmerzlich spürbar werden. Die Nüchternheit des Urteils gebietet es, sich einstweilen auf diese Lage einzustellen und im Geist der "Ökumene des wechselseitigen Respekts" einen für die Menschen verträglichen *modus vivendi* zu finden. Mit Recht ist in diesem Zusammenhang an die orthodoxe Tradition der "Oikonomie" und die lateinische Tradition der "Epikie" erinnert worden. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass allgemeine Regeln nicht schematisch auf den Einzelfall angewandt, sondern pastorale Lösungen möglich gemacht werden. Es geht, mit einer traditionellen Formulierung gesprochen, um eine "Gerechtigkeit, die durch die Süße der Barmherzigkeit gemäßigt wird" (*iustitia dulcore misericordiae temperata*).

2. Welches Maß an Vielfalt tut der Kirche gut und bleibt verträglich mit ihrer Einheit?

Die Fragen, die die Überschrift zum ersten und jetzt zum zweiten Teil bilden, sind bewusst zueinander in Korrespondenz gesetzt, aber unterschiedlich gefasst. Wie auch immer die Konzepte für die Einheit der Kirche im Einzelnen aussehen - sie stimmen darin überein, dass die Einheit Raum für Vielfalt lässt und lassen will. Häufig wird das mit der Formulierung zum Ausdruck gebracht, die gemeinte und gewollte Einheit sei keine Uniformität. Auf der anderen Seite wird die Grenze dort gezogen, wo Vielfalt zur Beliebigkeit oder zu einem Ziel in sich wird. Vielfalt und Einheit sind aufeinander zu beziehen, und zwar so, dass die Vielfalt mit der Einheit verträglich bleibt, sie also nicht gefährdet und auflöst.

Es ist unverkennbar, dass den beiden Einheitskonzepten, die im ersten Teil einander idealtypisch gegenübergestellt worden sind, ein charakteristisch unterschiedliches Verhältnis zur Vielfalt entspricht. Das katholische Konzept der Einheit legt, wie beschrieben, Wert darauf, eindeutig und umfassend zu bestimmen, was die gesunde Lehre ist und wer die Lehrautorität besitzt. Daraus ergibt sich ein Gefälle, Abweichungen mit Vorsicht oder gar Misstrauen zu begegnen und sie möglichst in engen Grenzen zu halten. Man muss sich hüten, selbst in Klischees zu denken oder die Klischees anderer zu bedienen. Aber mit dieser Warnung vor Augen ist vielleicht doch die Feststellung möglich: Das katholische Konzept von kirchlicher Einheit ermutigt nicht gerade zum individuellen Gebrauch der Freiheit und damit zur Wahrnehmung persönlicher Verantwortung. Dies gilt nicht nur in Fragen des Glaubens. Die von der Kongregation für die Glaubenslehre 2002 herausgegebene "Lehrmäßige Note zu einigen Fragen über den Einsatz und das Verhalten der Katholiken im politischen Leben" zeigt deutlich, dass hier allein den Inhabern des kirchlichen Amtes die Definitionshoheit über das, was römisch-katholisch ist, zukommt und dementsprechend der Einzelne katholische Christ in politischer Verantwortung vorrangig als verlängerter Arm der amtskirchlichen Position angesehen wird.

Die reformatorische Bestimmung des Verhältnisses von kirchlicher Einheit und Vielfalt ist freiheitsoffener, aber darum auch riskanter. Weil die evangelische Kirche keine Verfügung menschlicher Ämter und Strukturen über die Feststellung der Wahrheit kennt, hat sie ein positives Verhältnis zum Pluralismus. Die Freiheit zu Eigenen, von der üblichen Auffassung abweichenden Standpunkten ist oft (und zumeist kritisch) als Kennzeichen des Protestantismus angesehen worden. Tatsächlich ist diese Ansicht im Kern nicht falsch. Nur in wenigen Fragen hat die protestantische Tradition Eindeutigkeit oder gar Einstimmigkeit verlangt, nämlich in den Grundfragen des Glaubens, mit denen die Kirche steht oder fällt. Fragen der Lebensform und der Weltgestaltung, also die meisten Themen der Ethik gehören dazu nicht. Pluralismus ist der Name für den Diskurs, der der individuellen moralischen Intuition ihre Freiheit lässt und der zwischen solchen unterschiedlichen oder gegensätzlichen Auffassungen auch deshalb geführt werden kann, weil sie sich gemeinsam als Auslegung der normativen biblischen Texte verstehen und diesen Anspruch auf dem Niveau gemeinsamer Reflexion in Argumenten zur Geltung bringen. In diesem Sinn kann der Pluralismus zu Recht ein Markenzeichen des Protestantismus genannt werden. Allerdings wirklich nur in diesem Sinn. Denn zugleich gilt: Pluralismus ist nicht mit Beliebigkeit gleichzusetzen und kein Ziel in sich. Es gibt im Protestantismus eine verbreitete Nachlässigkeit und Bequemlichkeit, die sich im Pluralismus einrichtet, ohne sich überhaupt noch die Mühe zu machen, an der Heiligen Schrift, den Bekenntnissen und der Überlieferung des Glaubens zu prüfen, ob in diesem Fall nicht Einmütigkeit geboten und auch erreichbar ist.

Für den Umgang mit Vielfalt stellen - wie im Falle des Konzepts kirchlicher Einheit - der reformatorische und der katholische Weg charakteristisch verschiedene, konkurrierende Modelle dar. Ich halte es weder für aussichtsreich noch für nötig, diese beiden Modelle zusammenzuführen. Der weitere Weg der Kirche wird zeigen, wie tragfähig, lebensfähig und vor allem lernfähig die beiden Modelle sind. Sie standen und stehen ja nicht ein für allemal fest, sondern haben sich im

Lauf der Jahrhunderte verändert, indem neue Erfahrungen nach Korrekturen oder Anpassungsleistungen verlangten. Das ökumenische Gespräch kann dazu beitragen, dass auf beiden Seiten die Bereitschaft wächst, auch voneinander zu lernen.

Die Frage nach dem Umgang mit Vielfalt drängt auf Konkretisierung. Denn angesichts aktueller und konkreter Herausforderungen zeigt sich am deutlichsten, wie die Notwendigkeit der Einheit und die Ermöglichung von Vielfalt miteinander vermittelt werden. Ich konzentriere mich exemplarisch auf zwei Stichworte: den im vergangenen Herbst von der evangelischen Seite vollzogenen Abschied von der so genannten Einheitsübersetzung und die jüngst von hochrangiger katholischer Seite ausgesprochene Warnung vor dem Spaltungs- und Zerstörungspotenzial des Streits über ethische Fragen.

Die Entscheidung des Rates der EKD, sich nicht länger an dem Vorhaben einer Revision der "Einheitsübersetzung" zu beteiligen, ist vor allem im katholischen Bereich als ein Verlust an Einheit und als Rückfall in eine konfessionalistische Position beklagt worden. Im Unterschied dazu bin ich nicht nur der Auffassung, dass der evangelische Ausstieg unvermeidlich geworden war. Ich gehe noch einen Schritt darüber hinaus und ziehe in Zweifel, ob es überhaupt wünschenswert oder gar nötig ist, das Ziel einer gemeinsamen Bibelübersetzung vorrangig zu verfolgen.

Zunächst zum Sachverhalt: Die katholische Einheitsübersetzung entstand in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Die evangelische Mitarbeit bei der Übersetzung der Psalmen und des Neuen Testaments gab Veranlassung und Gelegenheit, diese Teile der Bibel als "ökumenischen Text" zu rezipieren. Für so gewichtige Teile der Bibel wie den Pentateuch, die Prophetenbücher oder die Weisheitsliteratur gibt es im deutschen Sprachraum bisher keine gemeinsame Übersetzung, und ich habe in der langen Debatte über die Revision der "Einheitsübersetzung" kaum eine Stimme gehört, die sich für eine solche Ausweitung des Projekts ausgesprochen hätte. Man soll also nicht so tun, als verfügten wir im ökumenischen Umgang mit unterschiedlichen Bibelübersetzungen nicht über reichliche Erfahrungen.

Die Gespräche über die Revision der "Einheitsübersetzung" zogen sich über mehrere Jahre hin. Sie waren immer schon mühsam und manchmal undurchsichtig. Gescheitert sind sie letzten Endes an der unter den Titel "Liturgiam authenticam" gestellten Instruktion der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung über den "Gebrauch der Volkssprache bei der Herausgabe der Bücher der römischen Liturgie". Die katholische Seite sah sich wegen der unerlässlichen recognitio einer Bibelübersetzung durch den Apostolischen Stuhl veranlasst, diese Instruktion auch auf das Vorhaben einer ökumenischen Bibelübersetzung oder, genauer, der Revision derselben anzuwenden. Da jedoch "Liturgiam authenticam" darauf hinausläuft, von der Übersetzung eine katholische Identität zu verlangen, war die Orientierung an diesem Kriterium für die evangelische Seite nicht akzeptabel. Der Ausweg, Entscheidungen auf der Leitungsebene der Revisionsarbeit nach dem Einstimmigkeitsprinzip zu treffen, wurde verbaut. Darum gab es im Herbst des vergangenen Jahres keine Möglichkeit mehr, das Scheitern des Vorhabens einer gemeinsamen Revision des ökumenischen Textes zu vermeiden. In Kürze wird die Revisionsarbeit in alleiniger katholischer Verantwortung aufgenommen werden.

Gelegentlich ist die Frage gestellt worden, ob es für die revidierte katholische Einheitsübersetzung noch eine ökumenische Zukunft geben könne. Nach meiner Überzeugung ist das möglich und erstrebenswert, allerdings in anderer Gestalt als bisher. Durch den evangelischen Ausstieg aus der Revisionsarbeit hat sich nichts daran geändert, dass die evangelische und katholische Kirche ein und denselben biblischen Text haben, nämlich die hebräische, aramäische und griechische Version des Urtextes. Bibelübersetzungen sind gegenüber dem Urtext immer etwas Sekundäres. Sie sind immer schon Interpretation und Auslegung - zweifellos auch in katholischer und reformatorischer Identität. Darum muss die Frage erlaubt sein, ob es überhaupt ein vorrangiges Ziel sein soll und kann, auf eine gemeinsame Bibelübersetzung zu drängen und damit die Vorrangstellung oder gar das Monopol einer einzigen Bibelübersetzung zu fördern. Weil jede Bibelübersetzung unausweichlich Bibelauslegung ist, sprechen die stärkeren Gründe dafür, die Vielfalt der Bibelübersetzungen nicht als Mangel, sondern als Gewinn zu verstehen. Das alles braucht uns nicht daran zu hindern, der revidierten katholischen Einheitsübersetzung eines Tages wieder eine ökumenische Dimension zu geben. Warum einigen sich evangelische und katholische Seite nicht darauf, sozusagen überkreuz die Übersetzung der jeweils anderen Seite formell als Zweitübersetzung zu rezipieren, für den Gebrauch im Gottesdienst freizugeben und für den persönlichen Gebrauch zu empfehlen? Im Bereich der evangelischen Kirche wird dies bereits so gehandhabt: Die Lutherübersetzung mit ihrer ausgeprägten reformatorischen Identität ist und bleibt der evangelische Grundtext der Bibel in deutscher Sprache; der Rat der EKD hat aber die Empfehlung ausgesprochen, daneben auch von der "Einheitsübersetzung" intensiv Gebrauch zu machen.

Nun zum zweiten Stichwort: der Warnung vor dem Spaltungspotenzial ethischer Kontroversen. Für die Diskussion über Einheit und Vielfalt in der Kirche liefert der Streit über ethische Fragen schon immer reichlich Stoff. Dabei war aber bisher - und daran hat sich auch mit der Enzyklika DEUS CARITAS EST nichts Wesentliches geändert - im Prinzip nicht strittig, dass sich beide Kirchen auf dem Feld ethischer Urteilsbildung in einer vergleichbaren Situation befinden: Auf der einen Seite ist auch auf dem Feld des moralischen Handelns nicht alles gleich gültig; darum kommt es darauf an, im Hören vor allem auf die Bibel gemeinsame Orientierungspunkte zu finden und festzuhalten; dies ist in jüngerer Vergangenheit mehrfach in ökumenischer Zusammenarbeit geschehen. Auf der anderen Seite liegt es bei der ethischen Urteilsbildung in der Natur der Sache, dass ein großer Abwägungs- und Ermessensspielraum besteht; darum gilt der Grundsatz: In sehr vielen ethischen Einzelfragen können Christen mit guten Gründen unterschiedlicher Auffassung sein. Auch hier sind die vertrauten Akzentuierungsunterschiede zwischen der evangelischen und der katholischen Sicht zu beobachten; die evangelische Seite ist rascher - manchmal zu rasch - bereit und geneigt, verbleibende Dissense stehen zu lassen und zu akzeptieren. In jüngster Zeit ist jedoch auf katholischer Seite ein neuer Ton hörbar geworden. Aus Anlass des vierzigjährigen Jubiläums der theologischen Fakultäten der Universität Bochum hat Kardinal Kasper am 16. November des vergangenen Jahres einen Vortrag über "Ökumene als kirchliche und theologische Aufgabe" gehalten. Darin findet sich die folgende Passage:

Die katholische Seite ist ... besorgt, weil in jüngerer Zeit zwischen uns und einigen protestantischen Kirchen Unterschiede in ethischen Fragen zu Tage treten, die wir in der gesamten bisherigen Geschichte nicht hatten und die das gemeinsame Zeugnis zunehmend erschweren. Es geht um die ethische Bewertung der Abtreibung, von homosexuellen Partnerschaften, Euthanasie, Fragen der Bioethik u.a. Diesen ethischen Fragen haftet ein erhebliches emotionales Potenzial zur Spaltung an. Außerdem verbergen sich hinter diesen Fragen tiefer reichende anthropologische und bibelhermeneutische Unterschiede. So besteht die Gefahr, dass, noch bevor die ökumenische Bewegung recht in Schwung gekommen ist, wir durch Anpassung an die moderne Zivilisation wie ein Nachgeben gegenüber dem postmodernen Pluralismus wieder auseinander und gegeneinander geraten. Das könnte die ökumenische Bewegung sehr schnell in eine Krise stürzen. Es gibt bereits warnende Beispiele, die zeigen, dass Kirchen, welche sich auf diesen Weg begeben, nicht nur die Ökumene belasten, sondern sich selbst spalten und zerstören.

Jede protestantische Kirche kann sich herausuchen, ob sie sich angesprochen und getroffen fühlen will. Erstaunlich ist, dass in dieser kritischen Äußerung nur über die Schwierigkeiten und Gefährdungen des gemeinsamen Zeugnisses angesichts von ethischen Herausforderungen gesprochen wird. Gerade Kardinal Kasper, der zunächst als Tübinger Theologieprofessor, später als Bischof des Bistums Rottenburg-Stuttgart Ende der 80er Jahre an der Erarbeitung der Erklärung "Gott ist ein Freund des Lebens" beteiligt war, hätte einen kräftigen Anknüpfungspunkt gehabt, den Konsens in den ethischen Fragen der Abtreibung, der Embryonenforschung, der Sterbehilfe usw. zu würdigen, der damals wider Erwarten erzielt und bis zum heutigen Tage auf der kirchenleitenden Ebene bewahrt worden ist. Statt dessen sehen sich nicht näher bezeichnete protestantische Kirchen als ethisch unsichere Kantonisten hingestellt, die "durch Anpassung an die moderne Zivilisation" und durch "ein Nachgeben gegenüber dem postmodernen Pluralismus" Dissense hervorrufen, "die wir in der gesamten bisherigen Geschichte nicht hatten und die das gemeinsame Zeugnis zunehmend erschweren". Ich will die Situation in der evangelischen Kirche und Theologie nicht schönreden. Es gibt an manchen Stellen einen schmerzlichen Verlust an Konsens in ethischen Fragen. Aber man macht es sich zu einfach und wird der komplexen Aufgabe ethischer Urteilsbildung nicht gerecht, wenn man die Entstehung von ethischen Dissensen pauschal der "Anpassung an die moderne Zivilisation" und dem "Nachgeben gegenüber dem postmodernen Pluralismus" zuschreibt. Im Übrigen ist noch nicht ausgemacht, wie die zukunftsfähigen Antworten auf die aktuellen ethischen Fragen tatsächlich aussehen. Ich fände es jedenfalls leichtfertig, zu glauben, dass wir in der ethischen Bewertung der Homosexualität bereits am Ende sind. Oder dass wir es nicht alle miteinander bei der ethischen Bewertung des moralischen Status des menschlichen Embryo - etwa im Blick auf den scharfen Schnitt, den wir zwischen dem Vorkernstadium und dem Stadium nach der Kernverschmelzung machen - noch mit einer Reihe von Dilemmata und offenen Fragen zu tun haben. Oder dass die ethische Beurteilung der Schwangerschaftskonfliktberatung mit dem Spruch aus Rom abgeschlossen ist.

Kardinal Kasper hat in seinem Gnesener Vortrag die Formulierung von Johannes Paul II. aufgegriffen: "Es gibt keine Ökumene ohne Bekehrung." Ökumene - so hat er dann mit seinen eigenen Worten gesagt - ist das Gegenteil von konfessioneller Rechthaberei und Selbstgerechtigkeit. Sie schließt Reinigung des historischen Gedächtnisses ein ... Dazu gehört auch die Reinigung der Art, wie wir übereinander reden, die Ausmerzungen aller diskriminierenden und inkriminierenden Worte. Es ist einfach ein Ärgernis, wenn Kirchen und Kirchenleute öffentlich

gegeneinander polemisieren, und es wäre schon ein großer Fortschritt, wenn dies in Zukunft unterbleiben würde.

Das gilt doch sicher auch für die Kommentierung des Umgangs mit dem Problem der Vielfalt in der ethischen Urteilsbildung.

3. Was hilft der Kirche, als Einheit in der Vielfalt und als Vielfalt in der Einheit zu leben?

Einheit in der Vielfalt und Vielfalt in der Einheit sind zwei Beschreibungsweisen, die sich komplementär ergänzen. Dabei geht es um eine spannungsvolle Größe, bei der nicht die Einheit der Vielfalt oder die Vielfalt der Einheit vorausgeht, sondern das einer bestimmten Situation angemessene Verhältnis von Einheit und Vielfalt gefunden werden muss. Um so mehr kommt es darauf an, auch in der evangelisch-katholischen Ökumene all diejenigen Einstellungen und Faktoren zu fördern, die der Kirche helfen, als Einheit in der Vielfalt und als Vielfalt in der Einheit zu leben. Ich beschränke mich auf drei Hinweise:

a) Die große öffentliche Aufmerksamkeit, die die römisch-katholische Kirche im Zusammenhang des Sterbens von Johannes Paul II. und der Wahl von Benedikt XVI. gefunden hat, ist in der Boulevardpresse einmal mit dem Aufmacher kommentiert worden: "Sind die Protestanten papstneidisch?" Zweifelsohne hat es solche Neidgefühle gegeben - auch und gerade dort, wo sie vehement in Abrede gestellt wurden. Erfolgsneid ist nur zu menschlich. Ich habe in jenen Tagen gern eine Liedstrophe von Paul Gerhardt (Evangelisches Gesangbuch Nr. 449,6) zitiert. Sie lässt sich ohne Mühe auch auf das ökumenische Miteinander beziehen:

Lass mich mit Freuden ohn' alles Neiden
sehen den Segen, den du wirst legen
auf meines Nachbarn und Nächsten Haus.

Wenn man dasselbe in einer weniger poetischen Sprache formulieren will, dann müsste man etwa so sagen: Wo wir als Einheit in der Vielfalt zusammengehören, werden wir uns an den Stärken des anderen freuen. Deutscher Evangelischer Kirchentag, Weltjugendtag, Weihe der Frauenkirche - das sind in dieser Perspektive die Gelegenheiten, an denen wir als Kirchen gemeinsam "gut dastehen" und "groß herauskommen". Die Zeiten sind vorbei, in denen wir glaubten, es uns leisten zu können, uns gegeneinander zu profilieren. Ob Katholiken oder Protestanten, Orthodoxe oder Freikirchen - wir sitzen im selben Boot. Wir werden mit betroffen von den Schwächephasen der anderen, aber wir profitieren auch wechselseitig von unseren Stärken.

b) Das wird sich auch auswirken auf die Einstellung, mit der die Kirchen an Mission und Evangelisierung herangehen. Die Synode der EKD hat 1999 bei ihrer Tagung, die schwerpunktmäßig dem missionarischen Auftrag der Kirche gewidmet war, dazu einige bemerkenswerte und anspruchsvolle Aussagen gemacht:

Der Leib Christi soll wachsen. Darum wollen die Kirchen Mitglieder gewinnen. Dafür setzen wir uns kräftig ein. Eine Kirche, die den Anspruch, wachsen zu wollen, aufgegeben hat, ist in der Substanz gefährdet. Die Mission der Kirche hat eine ökumenische Dimension. Es kommt nicht in erster Linie auf den Mitgliederzuwachs in der eigenen Kirche an, sondern darauf, dass Menschen überhaupt eine kirchliche Beheimatung finden. Eine gezielte Abwerbung von Mitgliedern verstößt gegen diesen ökumenischen Geist. Weil wir von der einen Kirche Christi her denken, freuen wir uns auch über das Wachsen anderer christlicher Kirchen.

Der Indikativ im letzten Satz hat es in sich, weil er uns bei unserem Glauben und unserem Bekenntnis behaftet. Der Indikativ ist stärker als jedes "sollte" und jedes "muss". In den Jahren, in denen ich als Gemeindepfarrer tätig war, ist mir diese Dimension häufig dann sehr nahe gerückt, wenn ich mit gemischt-konfessionellen Ehen zu tun hatte und von den beiden Ehepartnern mit der Frage konfrontiert wurde, für welche Kirchenmitgliedschaft sie sich denn bei ihren Kindern entscheiden sollten. Ich sage offen: Ich hatte keine Scheu, dem Ehepaar zur Taufe der Kinder in der katholischen Kirche dann zu raten, wenn ich mich überzeugt hatte, dass die Kinder dabei eine größere Chance hatten, in der christlichen Gemeinde eine Heimat zu finden. Und ich hoffte nicht nur, ich wusste, dass es katholische Pfarrer gab, die - umgekehrt - genauso dachten. Und selbst wenn diese Voraussetzung nicht gemacht werden könnte - es geht hier überhaupt nicht um ein Geschäft auf Gegenseitigkeit, es geht um die ungetrübte und unverfälschte Freude an der Stärke des anderen.

Der Thüringer Landesbischof Christoph Käbler erzählte mir kürzlich eine kleine Geschichte, die diesen Gedanken auf ihre Weise illustriert und verstärkt. Vom Bußtag 2004 bis Ostern 2005 führte die Evangelisch-Lutherische Kirche in Thüringen unter dem Titel "Sie werden erwartet!" eine Wiedereintrittskampagne durch. Gegen Ende des Jahres 2005 erhielt der evangelische Pfarrer aus Saalfeld von seinem katholischen Kollegen einen Dankbrief. Der Dank bezog sich darauf, dass erstaunlich viele Menschen in den Monaten davor in die katholische Kirche wieder eingetreten waren, ohne dass der katholische Pfarrer selbst oder andere katholische Christen in Saalfeld etwas Besonderes dafür getan hatten. So war die Wiedereintrittskampagne der Thüringer Protestanten gar nicht gemeint gewesen. Aber wer "von der einen Kirche Christi her denkt", freut sich von Herzen auch über diese unbeabsichtigte Nebenwirkung.

c) Eine Ökumene, die eine wirkliche Einheit in der Vielfalt bildet und in der man sich über die Stärken des anderen freut, hat gute Aussichten, eine produktive Lerngemeinschaft zu bilden, eine Gemeinschaft, die sich im Austausch der jeweiligen Stärken und Gaben wechselseitig bereichert. Ich möchte das am Gedanken der Weihe exemplifizieren. Als am 30. Oktober des vergangenen Jahres die "Weihe" der Frauenkirche in Dresden stattfand, führte diese Wortwahl vor allem in protestantischen Kreisen zu einiger Verwunderung und Irritation. Kennen die Protestanten denn überhaupt eine "Weihe" der Kirche? Ist diese Wortwahl nur ein weiteres Beispiel für eine schleichende Katholisierung der evangelischen Kirche? Ist es demgegenüber nicht charakteristisch für die protestantische Theologie und Frömmigkeit, dass sie keinen Unterschied zwischen "profan" und "heilig" gelten lässt? Solche und ähnliche Fragen wurden gestellt und lebhaft diskutiert. Nur wenige haben sich die Mühe gemacht, die Agende der VELKD aufzuschlagen und nachzulesen, dass dort gerade nicht von "Indienstnahme" oder "Ingebrauchnahme" oder ähnlichen Unwörtern, sondern eben von der "Weihe" die Rede ist. Es waren auch nur wenige - oder gar keine -, die sich die Mühe gemacht haben, ihr Klischee vom katholischen Weiheverständnis zu überprüfen. Den Artikel "Weihe/Weihehandlungen" Abschnitt I. Katholisch in der 4. Auflage der RGG (Band 8, 2005, Sp. 1332f) hat Gerhard Ludwig Müller geschrieben. Ich kann darin nichts finden, was nicht auch in der evangelischen Theologie und Kirche rezipiert werden könnte. Gerhard Ludwig Müller unterscheidet *ordinatio*, *dedicatio*, *consecratio* und *benedictio*. Und dann heißt es in seinem Artikel:

Der Inhalt des Weiheverständnisses ist weit gespannt. Gemeinsam ist die Glaubensüberzeugung, dass ein Objekt der irdischen Wirklichkeit in besonderer Weise mit Gott und dem Heilswirken in Christus in Verbindung steht. Diese Verbindung ist schöpfungstheologisch angelegt, sie wird durch eine Weihehandlung symbolisch angenommen und im Wort verdeutlicht. So können bestimmte Gegenstände und Geräte, die für den liturgischen Vollzug Verwendung finden, sowie Räume, die für den gottesdienstlichen Gebrauch vorgesehen sind, einer Weihe unterzogen werden. Sie werden in besonderer Weise Zeichen für die wesentliche Bestimmung und Würde aller Geschöpfe.

Ich bin fest überzeugt, dass wir in der evangelischen Kirche und Theologie reichlich Anlass haben, den Weihebegriff und den Weihegedanken wiederzugewinnen, und dass uns die katholische Kirche und Theologie dabei helfen können, den guten Sinn eines Aktes der Widmung kirchlicher Gebäude und Räume wieder neu zu entdecken und den guten Sinn von Segenshandlungen, die sich im Protestantismus bereits zunehmender Wertschätzung erfreuen, präzise zu beschreiben. Mit der *ordinatio* von Bischof, Priester und Diakon wird es, zugegebenermaßen, um einiges schwieriger. Aber wenn man sich von einem simplen substanzontologischen Verständnis der Weihe einmal gelöst hat, dann sind nicht nur zur *dedicatio* und zur *benedictio*, sondern vielleicht auch zur *ordinatio* neue und die Einheit in der Vielfalt stärkende Zugänge möglich. Die verschiedenen christlichen Kirchen brauchen einander, weil sie sich gegenseitig ergänzen, korrigieren und bereichern. Am schönsten hat dies immer wieder Fulbert Steffensky, dieser Grenzgänger zwischen Katholizismus und Protestantismus, ausgedrückt:

Die Mannigfaltigkeit der Glaubensdialekte brauchen wir ... nicht einzuebnen. Sie stellt uns vielmehr die Frage, was wir voneinander lernen wollen und wie eine Begabung die andere korrigiert ... Keine der Einzelkirchen ist alles ... Alle sind sie als Einzelkirchen zu eng, zu bescheiden und zu wenig. Am engsten und darum am unerträglichsten sind sie dort, wo sie alles und der anderen nicht bedürftig zu sein glauben. Es ist eine Erleichterung, nicht alles sein zu müssen ... Die Tatsache, dass ich in einer Kirche nicht ganz zuhause bin, weist mich auf die anderen Kirchen hin. Sie macht bedürftig, und so macht sie mich geschwisterlich. Ich suche die anderen, weil ich bei mir und in dem Meinigen allein noch nicht finde, was sein soll (F.S., Das Haus, das die Träume verwaltet, Würzburg 1988, S. 117f).